

Stimmen und Meinungen

Autor(en): **Blattner, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 16

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stimmen und Meinungen.*



Zur Schätzung Heinrich Leutholds.

Von Dr. H. Blattner.



Im „Schweizerischen Jahrbuch“ (1. Jahrgang 1906, Zürich, Schultheß & Co.), einer Publikation, die sich nicht ausschließlich an Literaturfreunde wendet, sondern an alle Gebildeten — enthält sie beispielsweise doch auch Beiträge von juristischen, militärischen, medizinischen und andern Autoritäten — hat Emil Ermatinger unlängst eine Studie veröffentlicht, betitelt: „Heinrich Leuthold, ein Beitrag zur Psychologie des Künstlers“.

Der Aufsatz fordert zum Widerspruch heraus, weil er der Schätzung Leutholds über Gebühr, hoffentlich sogar über Willen des Dichters und Menschen Ermatinger, Abbruch tut.

Wer seine literarischen Urteile nicht selber zu bilden gewohnt ist — also wohl ein großer Teil der Leser eines derartigen Jahrbuches — wird diese fachmännische Würdigung eines vielgenannten Poeten ziemlich sicher mit dem Gedanken aus der Hand legen: „Also so einer war dieser Leuthold! Wenn ich aber den je wieder in meinem Bekanntenkreise rühmen höre, dem will ich den Lorbeer zausen!“ Da wird es für jeden Selbständigen zur Pflicht, das erfreulich einstimmige, wenn auch kaum vernehmbare Preßecho des Ermatingerschen Artikels nach Kräften zu verstärken und, vor blindem Autoritätsglauben warnend, laut zu sagen, daß der unglückliche Leuthold im „Jahrbuch“ einen allzu strengen Richter gefunden hat, der offenbar nicht nur als Künstler den Künstler, der auch als ziel- und würdebewußter seßhafter Bürger den willwärtischen, trotz des durchaus „geregelten Schulunterrichts“ der rechten Zucht entbehrenden, unstätigen Guerillahäuptling beurteilt und verurteilt hat.

Der Name „Guerillahäuptling“ ist bekanntermaßen eine Gottfried Kellersche Erfindung. Leutholds größter Gönner, der selber hungernd und lungernd die Guerilla erfahren hatte, nahm es mit Humor auf, daß sein lockerer Landsmann den fou de Tolède, von „Castibelza, dem

* Alle Einsendungen in dieser Rubrik werden nur unter voller Verantwortlichkeit der Verfasser abgedruckt, müssen aber nichtsdestoweniger in ruhiger, sachlicher Weise abgefaßt sein und dürfen keine persönliche Spitze enthalten.

ersten seiner Bande“ zu seinem Leiblied erkor und einmal in der romantischen Begeisterung leicht den Landsknechtton im Leben ebensogut traf wie in Versen. Emil Ermatinger vermag einem solchen Leben keine freundliche Seite abzugewinnen.

Für ihn „liegt eine herbe Tragik in der Tatsache, daß der Dichter, der, wie kaum ein anderer von der göttlichen Heiligkeit der Kunst durchdrungen, ihr sein ganzes Leben dahin gab, schließlich es nicht verschmähte, als Bänkelsänger in dumpfer Schenke vor einem Kreise halbberauschter Schweizerstudenten seine Lieder zum besten zu geben. — Die von ihm gemiedene Heimat, an deren Bevölkerung er Nüchternheit und Utilitätsstreben tadelte, hätte sich nicht grausamer an ihm rächen können.“

In dieser an sich wenig bedeutenden „Tatsache“, mit deren bedeutungsvoller Erwähnung der Kritiker von Leuthold Abschied nimmt, kann doch nur der eine Grausamkeit des Schicksals erblicken, der eine grausame Rache an einem armen Sünder für notwendig hält. Die Leute sind glücklicherweise zu zählen und werden hoffentlich auch in Zukunft zu zählen sein, die einem Rächer Gefolgschaft leisten. Edel, nicht grausam, hat sich die gemiedene Heimat an Leuthold gerächt. Dem Lebenden noch hat sie durch den Mund Gottfried Kellers zugestanden, daß der „Wohllaut schon an sich eine Versöhnung ist“, und fast überschwänglich ist dann „der stille, stolze Schlafgesell“ auf der Rehalp gepriesen worden als redlicher Erfüller seines großen Wortes: „Einst, wenn schon lange des Neids unlautere Quellen versiegt sind, geb' ich der Heimat dafür Ströme des Wohllauts zurück.“ —

Die Auffassung, der Dichter im Kreise wein- und wohllautseliger Studenten sei ein klägliches Bild, mag ja zeitgemäß sein. Vor 38 Jahren dachte man in dieser Beziehung jedenfalls noch wesentlich anders. Leuthold war nicht der einzige burschikose Rhapsode und die damalige studierende Jugend wies noch nicht viele Typen auf, wie sie die Witzblätter seither in geschäftsmäßiger Übertreibung volkstümlich gemacht haben. Auch ein Jakob Bächtold, den an Arbeitslust und Arbeitskraft nicht so bald ein Enthaltamer überbietet, saß in Leutholds München behaglich unter den Zechern. Wer weiß aber, ob der Name Leuthold heute geflügelt fort-rauschte, wenn ihn nicht der Zürcher Literaturhistoriker, im Verein mit dem großen heimischen Dichter, gleichsam aus der Taufe gehoben hätte. Bächtolds fester Glaube an die Zugkraft der tönenden Reime seines unglückseligen Landsmannes, zugleich aber auch das sichere Gefühl, man müsse bei einer Sammlung der Leutholdschen Gedichte gehörig sichten, stammen aus der „dumpfen Schenke“ in München, in der „Halbberauschte“ einander ihr Innerstes enthüllten. Es hat eben jedes Ding zwei Seiten.

Man mag vom Verdienst der guten Auswahl, der Leuthold zumeist seinen Namen verdankt, Gottfried Keller zuwenden, soviel man will:

ohne den betriebsamen Bächtold wäre die Teilnahme des großen Zürcher Dichters für den verhältnismäßig kleinen Schwerlich stark genug gewesen, um die sehr beträchtliche Arbeit der Herausgabe eines Gedichtbandes auf sich zu nehmen. Es ist darum erlaubt, zu sagen, eine Münchner Aneipbekanntschaft sei Leuthold zum größten Glück geworden. Wohl ihm, daß er sich schließlich als „Bänkellänger“ seinen Landsleuten zu erkennen gegeben hat.

Ich wende mich nun zu dem großen theoretischen Apparat, den Emil Ermatinger aufstellt, um Leutholds Seele zu durchleuchten.

Die schöne Einleitung — „über das Dichtewesen“ könnte man sie betiteln — kommt am Ende zu der Forderung, ein Dichter müsse erstens ein „Philosoph“ sein, um das Leben zu verstehen und zweitens ein gestaltender Künstler, begabt mit der Kraft, „den Sinn des Lebens den andern mitzuteilen, damit diese entweder, wenn sie weniger tief schauen, ihn verstehen lernen, oder, wenn ihnen der Scharfblick des Künstlers ebenfalls eigen ist, sich an der Gestaltung ihrer eigenen Wahrnehmungen und Ahnungen freuen“. An dieser Aufstellung, sowie an der Folgerung, daß „die philosophische Deutungskraft und die technische Gestaltungsfähigkeit“ einen Wertmesser abgeben müssen für die Dichter, wird zum vornherein niemand die Objektivität vermissen. Dann folgt aber die Vorführung von Beispielen für die verschiedenen Dichtertypen, und da kann ich, und wohl mancher mit mir, Ermatinger nicht länger beifällig folgen. Einen Leuthold, der über der Philosophie seines eigenen Lebens um den Verstand gekommen ist, stellt er neben die Hochbegnadeten, welche die ganze Welt mit großen klaren Augen gemessen haben. Wie es Gotthelf „vielfach an den technischen Mitteln gebricht, ist Leuthold der Formalist, der nur wenig zu offenbaren hat“. — Eine solche Nebeneinanderstellung ist ein Unding. „Arm an eigenen Schätzen“ hat die Natur den einen auf die Welt kommen lassen, den andern läßt sie schwelgen in der Fülle der Gesichte. Das bedingt einen verschiedenen Maßstab. Bei beiden die gleiche Elle anlegen, heißt Leuthold gleichsam die persönliche Verantwortung dafür zuschieben, daß er nicht mehr „geoffenbart“ hat. In der Tat artet die weitere Betrachtung zu einer Anklage gegen Leuthold aus. „Er hat seine Dichtung weder aus dem Leben noch aus der Geschichte ernstlich genährt.“ Anstatt einem festigenden Mittelpunkt zuzustreben, „verzehrte der Student seine Kraft in unseligen Liebesleidenschaften“. Von seinen Mitdichtern unterscheidet sich der Mann „durch den Mangel ernsthafter, wissenschaftlicher Studien, wodurch er sich eine Kenntnis des geschichtlichen Lebens hätte verschaffen können“. Im Gefühl, daß die Auffassung, Leuthold hätte Bedeutenderes geleistet, wenn er zu Hause angewachsen wäre, oder wenigstens mehr Geschichte studiert hätte, ein starkes Stück ist, kann Ermatinger denn doch nicht

umhin, dem Paradigma formalistischer Schwäche eine gewisse Zeitströmung zugute zu halten. Er gibt zu, daß „die meisten der Zeitgenossen“ dachten wie Leuthold, der „eine absolute Kunst verehrte, für den Poesie und Leben, Ideal und Wirklichkeit, kontradiktorische Gegensätze“ waren, „wie sie es nach den Begriffen der konventionellen Ästhetik noch heute sind“.

Die Freude, die Emil Ermatinger daran empfindet, zu klassifizieren, ein systematisches Bild der Leutholdzeit zu entwerfen und die geraden und gewundenen Linien zu ziehen, die da von Persönlichkeit zu Persönlichkeit führen, kränkt niemand und soll nicht gekränkt werden. Wenn der bei dieser Methode naturnotwendig mit unterlaufende subjektive Objektivismus aber soweit getrieben wird, daß Ermatinger ausruft: „Nun wissen wir auch, warum Leuthold um die ihn umgebende Wirklichkeit sich so wenig kümmerte, warum das Leben so leichte Spuren in seinem Schaffen zurückließ, warum uns so vieles rein konventionell, ohne tiefere Wahrheit, nur äußerlich schön vorkommt“, so fühle ich mich gedrungen, den Plural abzulehnen, oder ihn wenigstens auch zu klassifizieren — als pluralis majestaticus. Warum Heinrich Leuthold nicht mehr Wirklichkeitsinn hatte, das weiß nur der liebe Gott! Warum das Leben so leichte Spuren in seinem Schaffen zurückließ, können nur die wissen, oder wissen wollen, welche es für notwendig halten, den einfachen Leuthold zu enträtseln, bis er verdunkelt ist. Die meisten aufmerksamen Leutholdleser glauben im germanischen, von „echt lyrischer Stimmung“ getragenen Wohlklang dieses trotz aller Anlehnung „immerhin selbständigen Meisters ein leidenschaftlich bewegtes subjektives Leben“ wahrzunehmen.

Wie der Kenner sofort gemerkt haben wird, gebe ich Gottfried Kellersche Worte wieder. Es steht Autorität gegen Autorität. Das mögen die Leser des „Jahrbuchs“ wohl bedenken, bevor sie ihr eigenes Urteil einem fremden anpassen.

Mehr als nötig zu polemisieren ist nicht meine Absicht. Ich lasse also rein literarische Behauptungen auf sich beruhen, selbst wenn mir die Erwiderung auf der Zunge brennt, wie z. B. gegenüber dem Satz: „Man könnte sagen: Leuthold ist Übersetzer, auch wo er als selbständiger Dichter auftritt“. Wo aber ein meines Erachtens allzu harter Tadel den Menschen trifft, da erhebe ich Einspruch: So bestreite ich denn die Berechtigung des vernichtenden Wortes, „daß es Leuthold an innerlicher Wahrhaftigkeit gebrach“.

„Aber Ermatinger bringt ja Beweise bei“, wird man mir einwenden. Leuthold hat einmal gesungen: „Dank euch, ihr Götter, daß ich mich neidlos des Glücks anderer zu freuen vermag“. Dagegen bezeugt Paul Henze, daß der sogenannte Neidlose zeitweise vom Neidteufel besessen

war. Also ist Leuthold eine verlogene Seele, auch „sein Charakter ist durch das Streben nach reiner Kunst, das das Gefühl seiner Ohnmacht stets in sich trug, zerfressen worden“. —

Darf man wirklich so „folgern“? Nein, und abermals nein! „Und sollte sich's nicht widersprechen?“ fragt jeder Barmherzige mit Goethe.

Seit Jakob Bächtold über Gottfried Keller schrieb: „Es fehlte ihm das tiefere Wohlwollen für sich und andere“, ist kaum ein liebloses Urteil gedruckt worden als dieser Vorwurf des Mangels an innerlicher Wahrhaftigkeit einem Stimmungsmenschen wie Leuthold gegenüber, der aus tiefster Natur heraus der Held und der Sklave des Augenblicks war.

Ich finde es bedauerlich, daß es gerade angesehene Schweizer sind, die C. F. Meyers großes Wort vom Menschen mit seinem Widerspruch in der Praxis nicht gelten lassen wollen.

Der stets wieder auftauchende Vorwurf, die teilnahmslose Heimat sei schuld an Leutholds traurigem Schicksal, mag einer gewissen Schärfe Ermatingers Vorschub geleistet haben. Die Absicht, rührselige Legenden zu zerstören, entschuldigt vieles. Bei der näheren Beschäftigung mit seinem Gegenstand hat aber den Essajisten offenbar auch das dissolute Leben, der Mangel an Originalität und Selbstkritik und vor allem der herostratische Zug in Leutholds Wesen derart herausgefordert, daß er — nach meinen Begriffen eben weniger entschuldbar — statt aus Leutholds Dichten seine Psychologie zu entwickeln, aus einer konstruierten Psychologie das Dichten entwickelt hat. Die rührendsten Töne des armen Menschen, um einen bezeichnenden mittelalterlichen Ausdruck für einen hinzurichtenden armen Sünder zu brauchen, haben ihn nicht zur Nachsicht gerührt. „Ich weiß, wie wenig es mir nur gelungen ist!“ „Wenn Meister auch der Kunst zu sein, vielleicht nicht meine Sendung ist —“, „Wenn ich mich überhebe ist's, weil viele mich zu tief gestellt!“ Vor allen diesen Zeugnissen innerer Wahrhaftigkeit hat Ermatinger seine Ohren verschlossen. Armer Leuthold! —

Ich bin nun nicht etwa einer von denen, die einem Künstler alles verzeihen wollen. Ich anerkenne so wenig eine Künstlermoral, wie der alte Ritter Wolfram von Eschenbach, der gesagt hat: „Wo man mich ehrt um meinen Sank (bloß um meines Sanges willen), da dünkt man mich an Wize krank (urteilschwach)!“ Wenn ein Sünder aber so schwer hat büßen müssen, wie Leuthold gebüßt hat, halte ich allerdings volle Verzeihung für angemessen, handle es sich dann um einen Mann der Kunst oder um irgendeinen Tagelöhner.

Ganz besonderer Milde möchte ich im vorliegenden Fall das Wort reden, weil ich mit Emil Ermatinger glaube, daß „Leutholds geistige Veranlagung krankhaft“ war, und weil ich, über Ermatinger hinausgehend, die Meinung habe, daß „die Entwicklung der pathologischen

Tendenz unter günstigeren äußeren Verhältnissen einen anderen Verlauf“ hätte nehmen können. Gute Freunde aus andern als literarischen Lebenskreisen, werktätige barmherzige Menschen mit rein menschlichen Idealen wären der Dämonen in Leutholds Seele vielleicht Meister geworden, hätten ihn innerlich glücklicher oder doch äußerlich erfolgreicher gemacht, ob auch größer? Ich bezweifle es. Das Gefühl: „Niemals geboren sein, wäre das beste!“ ist ein Angebinde, das eine böse Fee dem Kinde in die Wiege legt, nicht jene hilfreiche Sorge Gottfried Kellers, „das ziere Weiblein weiß und fein, das, was da wird, schafft ganz allein mit dir bei leisem Sternenschein“.

Zum Schlusse wage ich die Hoffnung zu äußern, daß Emil Ermatinger dieses Echo auf seine psychologische Studie ohne persönlichen Zorn aufnehmen werde, wie es ohne persönlichen Zorn geschrieben ist. Der kritisierte Kritiker wird mir bei einiger Überlegung zugeben müssen, daß es nicht geboten scheint, eines toten Mannes Ruhm zu mindern, dem seine Verehrer mit dem Wunsche, alles gedruckt zu sehen, schon hart genug zusetzen.

Möge der nächste Dichter, der über Leuthold schreibt, den Armen nicht noch tiefer in die Hölle stoßen, sondern ihn eher mitleidig in den Himmel erheben, eingedenk jener Verse des bernischen Leuthold, genannt Drammor:

„Nicht jeder Dichter ist ein Quellenfinder,
Doch allen schwebt das Wort des Meisters vor:
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor!“



Ein schweizerisches Theater.

Von J. Bühler.



Seit bald einem Vierteljahrhundert windet sich das Verlangen nach einem schweizerischen Nationaltheater wie die selige Seeschlange durch unser Kulturleben. Bald in einer Zeitschrift, bald in einer Broschüre erhebt sie ihr schillerndes Haupt, um sofort wieder unbeachtet ins Meer der Vergessenheit unterzutauchen. Die Schlangenbeschwörer bedienen sich fast immer des gleichen verblüffenden Mittels: sie zitieren den Geist Gottfried Kellers, dessen Idee von einem schweizerischen Nationaltheater, so wie er sie in seinem Aufsatz „Am Mythenstein“ dargelegt hat, mit unsern, als Muster hingestellten Zentenar-